

CHRISTIANE GIBIEC

Nedderend

Rebellion gegen die NS-Verdrängung

68er Roman

Rote Katze Verlag

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024 Rote Katze Verlag

Herausgeber: Rote Katze Verlag, Lübeck

www.rotekatzeverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, Januar 2024

Satz: La Deutsche Vita®

Titelfoto: Mika Baumeister, unsplash.com

Porträtfoto: Ella von Aster

Korrektur: Mia Weckmüller

Herstellung: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Buch

22,00 €

ISBN 978-3-910563-11-7

*Für Karin Pieray und ihre Eltern,
die am Rauhehorst gewohnt haben*



Volksschule Bürgerfelde 1955

Dieses Buch ist ein Roman. Die Figuren und die Geschichte sind frei erfunden, der historische Hintergrund ist real. Die geschilderten Erlebnisse der Sinti sind den im Anhang genannten historischen Studien zur Vertreibung und Ermordung der norddeutschen Sinti nachgezeichnet.

Es wird mehrmals der Begriff *Zigeuner* verwendet, der heute nicht mehr akzeptabel ist, damals jedoch zum vorherrschenden Sprachgebrauch gehörte.

Der Anschlag

Mai 1967 - Micha brach im Morgengrauen in das Alte Gymnasium zu Oldenburg ein und Ricky stand Schmiere. Die beiden hatten sich am Vortag nach dem Unterricht in den Keller geschlichen und dort ein Fenster geöffnet, durch das sie ganz früh am nächsten Morgen einstiegen. In Michas Schultasche steckten in einer Plastikhülle, fein säuberlich von mir abgetippt, die sechs Thesen, die die Jungs mit Reißzwecken auf dem schwarzen Brett vor dem Lehrerzimmer anhefteten.

Die Thesen waren entstanden, nachdem Micha und Ricky sich monatelang intensiv mit dem Nationalsozialismus beschäftigt hatten. Darüber hatten wir vorher so gut wie nichts gewusst. In Michas und meinem Elternhaus wurde darüber nicht gesprochen, auch bei Tilde zuhause war die NS-Zeit kein Thema.

Weil sich auch der Geschichtsunterricht darüber ausschwig, hatten mein Bruder und sein bester Freund angefangen, in der Stadtbibliothek und im Niedersächsischen Landesarchiv nachzuforschen. Jeden Nachmittag verbrachten sie in den Lesesälen, statt für die Schule zu lernen, und was sie zutage förderten, ließ uns vor Entsetzen die Haare zu Berge stehen.

Sie hatten sich in Rickys Zimmer – da Rickys Mutter berufstätig war, waren sie dort ungestört – ein kleines Büro eingerichtet, machten Abschriften und stellten Dossiers zusammen. Es gab Bücher über den SS-Staat und Dokumentationen über die Konzentrationslager, die aber in den Regalen verstaubten und von der Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen wurden. Daran änderten auch die Auschwitz-Prozesse nichts, die Anfang der 60er Jahre in Frankfurt stattgefunden und Verbrechen enthüllt hatten, die kaum vorstellbar waren. Die Zeitungen berichteten zwar darüber, aber ein großer öffentlicher Aufschrei blieb aus. Micha und Ricky empörten sich darüber, und, je mehr sie uns erzählten, auch Tilde und ich.

Ricky lebte mit seiner Mutter am Rauhehorst in einer kleinen Mansardenwohnung, sein Vater war kurz nach seiner Geburt 1947 gestorben. Er sei verkrüppelt aus dem Krieg gekommen, flapste Ricky manchmal, und habe es vor seinem Tod gerade noch hingekriegt, ihn zu zeugen.

Er sagte auch, es sei ihm egal, ob er einen Alten habe oder nicht. Micha war ohnehin der Meinung, man brauche keinen, schon gar nicht so einen wie unseren, und beneidete Ricky, der den ganzen Tag sturmfreie Bude hatte. Micha hatte *Die vaterlose Gesellschaft* von Alexander Mitscherlich gelesen, einem Psychologen, der die These aufstellte, dass die Väter im Nationalsozialismus und im Krieg schuldig geworden seien, dass sie keine Vorbilder mehr sein könnten und Werte wie Gehorsam, Fleiß und Pflichterfüllung ihre Bedeutung verloren hätten. Mitscherlich, erzählte uns Micha, hatte bereits 1947 ein Buch über die Nürnberger Prozesse gegen Nazi-Ärzte unter dem Titel *Diktat der Menschenverachtung* geschrieben. Das hatte nicht nur niemand veröffentlicht, sondern es waren auch die zehntausend Exemplare des Berichtes, die Mitscherlich im Eigenverlag hatte drucken lassen, vom Markt verschwunden. Es war zu vermuten, dass die Bücher von Ärztevertretern aufgekauft worden waren, um die Gräueltaten der Mediziner in Nazideutschland zu vertuschen. 1960 erschien diese Dokumentation erneut und wurde endlich verbreitet, aber auch das wurde nur von einer Minderheit wahrgenommen und es gab keinen öffentlichen Aufschrei.

1967 folgte Mitscherlichs gemeinsam mit seiner Frau Margarete geschriebenes Buch *Die Unfähigkeit zu trauern*, das Ricky verschlungen hatte.

„Eine großartige Analyse der Verdrängungs- und Verleugnungsstrategien der Gesellschaft, mit denen die Naziherrschaft unter den Teppich gekehrt wurde,“ sagte Ricky, „es ist das Beste, was ich je gelesen habe.“

Bei dem vaterlosen Ricky und seiner verwitweten Mutter stand nicht, wie bei uns, ein Opel Kapitän vor der Tür. In den Ferien strampelten sie mit Zelt und Fahrrad an die Thülsfelder Talsperre, während wir im Sommer mit dem Opel Kapitän nach Bayern in eine Pension kutschierten, in den Bergen wanderten und im See schwammen. Ricky besaß genau eine *Röhre* - wie wir die Jeanshosen nannten - die seine Mutter abends wusch und vor den Herd hängte, und die er morgens noch halbfeucht wieder anzog. Sie saß perfekt über seinem kleinen Knackarsch, während meinem dünnen Bruder Micha seine Röhren, von denen er mehrere besaß, um die Hüften schlotterten.

Die Idee mit dem Thesenanschlag im Alten Gymnasium hatte meine Freundin Tilde, die die Berichte und Analysen der Jungs so gespannt verfolgte wie ich. Micha und Ricky waren begeistert von dem Vorschlag und machten sich an die Arbeit.

„Was der Luther konnte, können wir schon lange,“ grinste mein Bruder. Ihm schwebte vor, einen richtigen Rambazamba loszutreten gegen die Ignoranz der Pauker und die Ahnungslosigkeit der Mitschüler. Schon Tage bevor sie den Plan umsetzen wollten, feixten sie vor Begeisterung und schienen kein bisschen Angst vor der Allmacht der Schule und der Autoritäten zu haben.

„Die Zeiten sind vorbei“, tönte Micha, „wir haben keine Diktatur mehr, die Schweinebacken von Nazis haben ausgespielt.“

So las Doktor Heribert Küfer, Oberstudienrat und Geschichtslehrer von Micha und Ricky, beim Betreten des Alten Gymnasiums als erster die beiden Blätter des Anschlages und riss sie empört herunter. Als Micha und Ricky in der ersten Stunde, in der Geschichte auf dem Stundenplan stand, grau und übernächtigt vor ihm saßen und Schweiß-, Bier- und

Rauchgeruch ausdünsteten, die halblangen, sich im Nacken kringelnden Haare ungewaschen und ungekämmt, wusste Doktor Küfer, der sich nur mit seinem Titel ansprechen ließ, sofort, was Sache war, und wedelte mit den Blättern des An-schlages.

„Fuhrmann,“ bellte er, „haben Sie das zu verantworten?“

Micha fläzte sich auf seinem Stuhl und grinste: „Kann schon sein.“

„Gerade sitzen und Hände auf den Tisch,“ schnauzte Küfer.

„Ich war auch dabei,“ meldete sich Ricky, „wir haben das zusammen gemacht.“

Die beiden waren begeistert, als Küfer sie sofort vom Unterricht suspendierte und einen schriftlichen Tadel samt Elternbrief ankündigte.

„Abgang,“ verkündete Micha und sie verließen die Klasse mit geballter Faust.

Ich hatte das Thesenpapier mit mehreren Durchschlägen geschrieben, davon pappten die beiden noch einen an das schwarze Brett, bevor sie die Lehranstalt für immer verließen.

Gleich am nächsten Tag nahmen sie einen Job in der Tankstelle und Autowerkstatt Carstens an der Nadorster Straße an, die Kais Vater gehörte. Dort lernten sie Ölwechsel, reichten den Gesellen das Werkzeug, fegten die Werkstatt, waren die Hiwis für alles. Ricky, der schon zwanzig wurde, weil er in der achten Klasse eine Ehrenrunde gedreht hatte, träumte vom Führerschein und einer eigenen Ente, für die er eifrig sparte.

Dem Abgang von der Schule vorausgegangen waren etliche Scharmützel zwischen Küfer, Micha und Ricky. Wenn der Oberstudienrat gute Laune hatte, machte er den Schülern manchmal vor, wie er gegen Ende des Zweiten Weltkriegs auf der strategisch bedeutsamen Nordseeinsel Wangerooge, die zu Oldenburg gehört, mit einem Sturmgewehr hinter den Dünen gelegen und die Engländer abgewehrt hatte. Er prahlte,

man habe die Bastion trotz Fliegerangriffen von den Alliierten gehalten und die Insel erst bei der Kapitulation *dem Engländer* übergeben.

Micha meldete sich: „Ich fordere, dass wir auch den Nationalsozialismus und den deutschen Angriffskrieg behandeln. Sollten wir nicht erfahren, was da Unmenschliches passiert ist, vor allem die Massenmorde in den Konzentrationslagern? Oder denken Sie auch, wie die meisten Deutschen, dass dieses Kapitel abgeschlossen ist und einfach vergessen werden sollte?“

Ricky schaltete sich ein.

„Uns interessiert auch, wie Sie persönlich das erlebt haben. Wussten Sie von den Lagern und den Millionen Menschen, die ermordet wurden?“

Küfer war auf hundertachtzig, die Augen waren ihm fast aus dem Kopf getreten.

„Fuhrmann und Braun nachsitzen wegen ungebührlichen Benehmens und Referat: Der Krieg 1870/71 gegen Frankreich. Nächsten Montag liegt das auf meinem Tisch.“

„Ach so,“ hatte Ricky gesagt und seine Haare aufgewuschelt, „ich wusste nicht, dass wir hier nur Kriege behandeln, die die Deutschen gewonnen haben.“

„Tadel ins Klassenbuch,“ hatte Küfer geblafft. Dann klingelte es zur Pause, Micha und Ricky frohlockten, dem hatten sie es gezeigt. Am nächsten Tag hatte ein Aushang am Lehrerzimmer verkündet, dass die Schüler in angemessener Frisur zur Schule kommen müssten, ein ungepflegtes Äußeres könne nicht geduldet werden.

Micha und Ricky hatten sich den Spaß gemacht, zur nächsten Geschichtsstunde mit kleinen Pferdeschwänzen zu erscheinen, die ihre Haarpracht inzwischen zuließ. Küfer war laut geworden und hatte gedroht, dass die beiden schon ihre Quittung erhalten würden.

Tilde und ich hörten die Berichte der Jungs aus der Schule gespannt an. Tilde quietschte vor Vergnügen, wenn sie die

Dispute mit Küfer beschrieben und seine pedantische, autoritäre Art nachäfften.

Wir halfen mit, das Thesenpapier zu formulieren, und bewunderten den Mut der Jungs, sich so massiv mit dem Oberstudienrat – wir nannten ihn Oberidiot – anzulegen.

Thesenpapier von Michael Fuhrmann und Richard Braun, zum Zeitpunkt der Veröffentlichung dieser Thesen vermutlich nicht mehr Schüler des Alten Gymnasiums zu Oldenburg.

1. In der Zeit des sogenannten Dritten Reichs wurden von der nationalsozialistischen SS sechs Millionen Menschen jüdischer und anderer Herkunft ermordet, davon rund vier Millionen in Konzentrations- und Vernichtungslagern wie Auschwitz, Bergen-Belsen, Majdanek oder Buchenwald. In Norddeutschland ist besonders der Emsland-Konzentrationslager wie Börgermoor, Neusustrum oder Esterwegen zu gedenken, in denen politische Gefangene interniert waren. Viele von ihnen kamen zu Tode.
2. In der Bundesrepublik haben nach den Nürnberger Prozessen ab 1946, in denen das Führungspersonal der Nazis verurteilt und zum Teil hingerichtet wurde, drei weitere Prozesse stattgefunden, in denen es um die Gräueltaten im Konzentrationslager Auschwitz ging. Prozessbeobachter gehen davon aus, dass die Schuld der NS-Täter mit relativ kurzen Gefängnisstrafen nur unzureichend gesühnt wurde.
3. Wir fassen nachfolgend einen Artikel der Zeitschrift *Der Spiegel* vom 2. Oktober 1966 zusammen, der über eine Sonderveranstaltung des 46. Deutschen Juristentages mit dem Thema *Verfolgung und Ahndung von nationalsozialistischen Gewaltverbrechen* berichtet. Das Gros der Angeklagten kam dem Juristentag zufolge mit glimpflichen Strafen

davon oder wurde freigesprochen. Die Mehrzahl dieser Prozesse befindet sich im Revisionsverfahren. *Sieht man von Ausnahmen ab, so der Spiegel, wurden die Prozesse von der Öffentlichkeit kaum beachtet. In allen Prozessen wurden Greuel enthüllt, vor denen selbst die Mitteilung zu viel ist, daß es keine Worte für sie gibt.*

4. Zahlreiche Prozesse zur Aufarbeitung der Diktatur in Deutschland stehen noch bevor. Angesichts der hohen Zahl der Opfer und auch der großen Anzahl von Konzentrationslagern ist davon auszugehen, dass hierzulande noch viele Täter unerkannt herumlaufen. Die deutsche Bevölkerung scheint wenig bereit zu sein, sich den Verbrechen der NS-Zeit zu stellen. Nicht nur wird immer wieder die Verjährung der NS-Taten gefordert, sondern die Menschen, die sich um Aufklärung und Sühne bemühen, werden auch behindert und angegriffen.
5. Die Bundesrepublik ist von einer wirklichen Aufarbeitung der von den Deutschen begangenen schwersten Verbrechen noch weit entfernt. Um mehr Aufklärung zu erreichen, regen wir an, den Nationalsozialismus auch im Schulunterricht zu behandeln und die Ausstellung *Auschwitz – Bilder und Dokumente* in Oldenburg zu zeigen.

Bei Schmitz

Tilde und ich wurden 1949 geboren, vier Jahre nach dem großen Krieg. Wir lernten uns in der Volksschule Bürgerfelde kennen und waren seitdem unzertrennlich. Wir saßen nebeneinander, das blieb auch in der Mittelschule Margaretenstraße so, wo wir 1965 den Realschulabschluss machten.

Tilde war mein Vorbild, sie ging mutig auf alle Herausforderungen zu und war nicht so von Ängsten geplagt wie ich. Auch lernte sie kaum für die Schule, es interessierte sie

nicht, sie wolle Tänzerin werden, sagte sie. Trotzdem war ihr Abschluss akzeptabel, sie hatte in jedem Fach eine drei. Mein Durchschnitt war besser und ich träumte davon, aufs Gymnasium zu gehen, am liebsten auf die Cäcilienchule am Haarenufer, wo die höheren Töchter hingingen. Aber daran war nicht zu denken, das brauche ein Mädchen nicht, davon waren meine Eltern nicht abzubringen.

Ich hatte meiner Mutter einmal gestanden, dass ich am liebsten Schriftstellerin werden wollte, da hatte sie laut gelacht und mich mitleidig angeguckt. Danach sprach ich nie mehr mit ihr über meine Träume. Für sie war die beste und im Grunde auch einzige Zukunftsperspektive, dass ich einen Mann fand, der mich ernährte, dem ich den Haushalt führte und die Familie versorgte. Ich sollte es so machen wie sie, Henny Fuhrmann, deren Identität darin bestand, die Gattin von Kurt Fuhrmann zu sein.

Das Wohl von Mann und Sohn, sowie ein ordentlicher Haushalt standen bei Mutti an oberster Stelle, mein Wohl rangierte weit hinten. Wie ihr Leben sollte auch meine Zukunft aussehen: Jeden Morgen die Krümel vom Frühstückstisch fegen, staubsaugen, Wäsche waschen, die Lieblingsgerichte der Männer kochen, einwecken, dem Mann alles für den Feierabend bereitstellen, sein Bier auf die richtige Trinktemperatur bringen, das Haus pikobello sauber halten, tagaus tagein die gleiche Mühle.

„Wer soll das denn sonst machen,“ sagte Mutti, wenn ich mich beschwerte, „das ist nun mal so auf der Welt.“

Tildes Eltern Carlo und Sina Schmitz waren freundliche, sanftmütige Leute, die selten ihr Haus am Friedhofsweg verließen. Gleich nebenan lag das Kino Ziegelhof, in dem wir sonntagvormittags zur Jugendfilmstunde gingen und jede Menge Western und Seefahrerfilme sahen. Die weckten unser Fernweh und eine unserer Lieblingsbeschäftigungen war uns

vorzustellen, wie wir abhauen würden aus Spießerland, wie Tilde Oldenburg nannte.

*Hinaus in die Ferne mit Butterbrot und Speck,
das ess' ich so gerne, das nimmt mir keiner weg.
Und wer das tut, den hau ich auf den Hut,
den hau' ich auf die Nase bis dass es blut'.*

Das Lied grölten wir über den Nedderend, Tilde war immer die lauteste und schrillste. Überhaupt war sie ein Wunder an Energie und Körperbeherrschung. Sie bewegte sich wie eine Elfe, führte Tänze vor und sang, schlug Räder und machte Spagat, als wäre es nichts. Genauso unerschöpflich waren ihre Ideen für unsere Spiele und für das, was wir im Leben erreichen wollten.

„Ika,“ sagte sie, „es hindert uns nichts, wir haben ein Recht auf alles, was die Jungs dürfen. Und wenn man es uns nicht gibt, nehmen wir es uns.“

Unser Terrain war die kurze Seite des Nedderend, der von der langen Seite durch eine Bahnlinie getrennt wird. Diese Sackgasse war unsere Bühne, unsere Fahrrad- und Rollschuhbahn, hier spielten sich unsere Dramen und Triumphe ab.

Am Friedhofsweg, wo Tilde wohnte, gab es solche Freiheiten nicht. Hier fuhren mehr Autos, und Tildes Tante Hulda sah es nicht gerne, wenn wir auf der Straße spielten.

„Die Nachbarn brauchen nicht zu sehen, was ihr macht,“ sagte sie, „spielt lieber bei uns auf dem Rasen.“

Sie schielte dabei mürrisch auf das Nachbargrundstück, wo die verwitwete Lilo Bremer mit ihren Zwillingen Jan und Gerd wohnte. Hulda war mit ihnen verfeindet, warum wussten wir nicht.

Tildes Eltern saßen abends und am Wochenende meistens vor dem Fernseher oder wirtschafteten in ihrem kleinen Gemüsegarten herum. Sie waren anders als meine Eltern, zu-

rückhaltender und mit Sicherheit materiell ärmer. Aber sie waren warmherzig und gaben nicht nur *Wildchen*, wie sie Tilde nannten, sondern auch mir Liebe und Geborgenheit. Sie nahmen unsere Probleme ernst und bestärkten uns, sie sahen mich als Schwester von Tilde und Teil der Familie – Tilde, die eigentlich Mathilde hieß, was, wie ihre Mutter manchmal stolz bemerkte, Kämpferin bedeutet.

Tildes Mutter Sina war so klein und schmal wie ihre Tochter, sie hatte dünne graue Haare, die sie auf dem Hinterkopf zu einem Knoten zusammensteckte. Ihre Augen waren ungewöhnlich, manchmal blass und grau, aber wenn Sina guter Dinge war, leuchteten sie graugrün wie Katzenaugen. Sie rauchte Lux Filter und war vor allem, wenn sie in düsterer Stimmung war, in eine blaue Qualmwolke eingehüllt.

Von ihrem Vater Carlo hatte Tilde die dunkelbraunen runden Koboldaugen, die bei Carlo oft in Melancholie getaucht waren. Er war ein weicher, gemütvoller Mann und arbeitete im Torfwerk Wardenburg-Südmoslesfehn. Er fuhr morgens um sechs mit dem Fahrrad zur Arbeit und kam abends müde zurück. Dann saß er am Küchenherd, auf dem Tildes Mutter das Abendessen kochte. Sie hatte keinen Elektroherd wie wir, sondern heizte ihre altmodische Kochstelle mit Torf.

Tante Schmitz, wie ich sie damals nannte, hantierte virtuos mit den Eisenringen auf der Herdplatte, ich konnte ihr stundenlang dabei zugucken. Sie nahm Ringe mit einer Stange heraus oder legte sie hinein, je nachdem, wie viel Hitze sie brauchte. Mit einer schwarzen Eisenzange legte sie Torf nach, ins Feuer kamen nur die ganz trockenen Stücke, die in der Torfkiste nahe am Herd aufbewahrt wurden. Sie knackten und verwandelten sich funkenstiebend in Glut, die heiße Lunge der Schmitz'schen Küche. Als wir kleiner waren, saßen Tilde und ich auf der Torfkiste, wenn es nachmittags Kakao und Kekse gab.

Über den Schmitzens wohnte Tildes schrullige Tante Hulda, die ältere Schwester von Carlo. Sie war grob und merk-

würdig, auch sie ging tagsüber selten aus dem Haus. Manchmal machte sie sich abends im Vorgarten zu schaffen, der von einer Straßenlaterne beleuchtet wurde. Sonst saß sie hinter ihrem Fenster, beobachtete, was auf dem Friedhofsweg vor sich ging, und zog die Gardine ein Stück vor, wenn jemand vorbei kam.

Tilde und ich waren gerne bei Hulda und hörten ihren Geschichten zu, wie sie vor dem großen Krieg mit ihrer Marionettenbude auf die Jahrmärkte gezogen waren und so ihr Geld verdient hatten. Wenn wir fragten, wer alles dabei gewesen war, sagte sie nur: „Carlos und meine Eltern und unsere fünf Brüder, sie sind alle im Krieg gestorben.“

Weil wir viele Leute kannten, deren Angehörige im Krieg gestorben waren – sie waren *gefallen*, sagte man, oder zumindest *verwundet* – und auch viele Kriegerwitwen und Kriegsversehrte – Männer mit amputierten Armen, Beinen oder zerschossenen Gesichtern – fanden wir daran nichts Besonderes.

Tante Hulda hatte einen rotgrün gefiederten Papagei namens Jacky, der eine so tiefe und brüchige Stimme hatte wie sie und der die Lieder, die sie mit uns sang, mitkrächzte. Jacky, der nicht mehr richtig fliegen konnte, durfte sich frei in der Wohnung bewegen und kam nur nachts, oder wenn Hulda putzte, in seinen runden Käfig. Er konnte sprechen und rief, wenn er uns sah: *Tilde, die Wilde*, und *Ika Pepita*, das hatten wir ihm mit viel Geduld beigebracht.

Außerdem gehörte das Rhesusäffchen Diego mit zur Familie, das ein eigenes, mit Kletterseilen und Stangen ausgerüstetes Zimmer bewohnte. Diego verwüstete es regelmäßig, indem er Möhren, Äpfel und anderes Gemüse, das Hulda ihm hinstellte, durch die Gegend pfefferte. Wenn er aus seinem Zimmer ausbrach, schloss Hulda schnell alle Fenster und Türen, machte sich schimpfend auf die Jagd nach ihm und lockte ihn mit Apfelstückchen.

An warmen Sommertagen nahm sie die Tiere mit in den Garten. Jackies runder Käfig wurde an die Teppichstange gehängt und der Papagei versuchte kreischend, hin und her zu schaukeln. Diego wurde an einer langen Leine festgemacht, an der er über den Rasen turnte.

Er hielt sich gerne in der Nähe der Hecke auf, denn es konnte vorkommen, dass von Bremers Seite aus eine Banane oder ein paar Zwiebäcke herübergeflogen kamen und zweistimmiges Affengeschrei ertönte. Das waren die Bremer-Zwillinge Jan und Gerd, zwei Hosenscheißer, die vier Jahre jünger waren als Tilde und ich und uns – obwohl sie immer wieder mit den unmöglichsten Kapriolen auf sich aufmerksam machten – nicht im geringsten interessierten. Das Geschrei endete erst, wenn Hulda etwas Unflätiges über den Zaun rief oder wir Lilo Bremer ihre klatschenden Ohrfeigen verteilen hörten, gefolgt vom jämmerlichen Gebrüll der Zwillinge.

Hulda kniff die Lippen zusammen, wenn die Rede auf die Bremers kam, sagte aber niemals den Grund, weshalb sie mit den Nachbarn nichts zu tun haben wollte.

Die lange, dünne Lilo bekamen wir nur selten zu Gesicht. Wenn sie mal über den Friedhofsweg huschte, trug sie ein großes Tuch um den vorgestreckten, immer gesenkten Kopf, sodass man wenig von ihrem Gesicht erkennen konnte.

Das einzige, was wir sonst von ihr sahen, war ein großer und, wie wir vermuteten, künstlicher Lockentuff, den sie scheinbar auf dem Oberkopf festgesteckt hatte, sodass er über der Hecke hin und her schwebte, wenn sie sich im Garten bewegte.

Eine verlässliche Quelle für die Zustände bei Lilo und ihren Söhnen war Gesine Gerken, die auf der langen Seite des Nedderend wohnte und in verschiedenen Häusern, auch bei Schmitz und Lilo Bremer, aushalf, um sich ein paar Groschen zu verdienen. Sie machte Botengänge und half Hulda beim Fensterputzen oder beim Pflücken der Stachel- und Johannisbeeren.

Gesine behauptete, Lilo würde immer putzen, bei ihr blitze und blinke alles und man könne vom Fußboden essen. Ob man das denn müsse, fragte Hulda dann gehässig, sie könne auch ganz gut vom Teller essen.

Gesine war eine wandelnde Zeitung. Wenn man wollte, dass etwas in Bürgerfelde herumkam, musste man es ihr nur sagen und es klappte verlässlich. Sie lebte mit Fiete Großjohann zusammen, der oft über den Nedderend schwankte, wenn er aus der Kneipe *Beim Karl* am Rauhehorst kam.

Fiete kam auch manchmal zu Tildes Eltern, die ihm ein Pinnchen Schnaps und etwas Geld gaben. Wir Kinder gruselten uns vor ihm, weil er torkelte, manchmal auf der Straße hinfiel, unverständliches Zeug lallte oder brüllte und uns insgesamt unberechenbar erschien.

Manchmal lief Gesine über den Nedderend, zog einen großen Kübel auf Rädern hinter sich her und rief *Buttermelkbrei* aus, eine Suppe aus Buttermilch mit dicken, glitschigen Graupenklumpen. Es war eine Art Oldenburger Spezialität, die man milchkannenweise bei Gesine kaufen konnte. Das taten wir glücklicherweise nicht, Micha und ich ekelten uns vor der Suppe, auch unsere Eltern mochten sie nicht.

Aber Mutti, die eine begeisterte Gärtnerin war, kaufte Gesine Pferdeäpfel ab, die, wenn der Kartoffelhändler mit seinem Pferdewagen vorbeigekommen war, auf dem Nedderend lagen. Gesine sammelte sie und brachte sie in Zeitungspapier gewickelt Mutti, die ihr ein paar Groschen dafür gab und den Pferdemit um ihre Rosen verteilte.

Von Gesine wussten wir auch, dass Lilo, als ihre Zwillinge fünf Jahre alt waren, Brustkrebs gehabt hatte. Dabei habe man ihr die Brüste ratzekahl abgeschnitten, raunte Gesine, und Lilo habe ihre Haare und ihre Schönheit verloren. Dazu lächelte Hulda hämisch, sie schien Lilo jedes Übel dieser Welt zu wünschen.

Besonders hatte sie Lilos Zwillinge auf dem Kieker, deren Hauptbeschäftigung es war, dummes Zeug zu machen. Einmal versuchten sie, von dem Dach ihres Hühnerhauses, das nahe an der Hecke stand, auf Schmitzens Grundstück zu springen. Hulda schrie, sie sollten das lassen, aber sie heulten, sie wollten auch mal mit Jacky und Diego spielen, nicht immer nur Tilde und ich. Sie landeten in der Hecke, die damals noch nicht so hoch war, und schrien erbärmlich. Lilo zog sie unter lautem Schimpfen zwischen den Zweigen hervor, die Ohrfeigen klatschten. Jan hatte sich den Handrücken aufgerissen, sodass Lilo mit ihm ins Evangelische Krankenhaus radeln musste, um die Wunde nähen zu lassen.

Tilde und ich sollten nicht mit den Bremer-Zwillingen sprechen, geschweige denn spielen, und dazu hatten wir auch gar keine Lust. Es reichte, wenn wir sie auf ihren Ukulelen schrammeln hörten, auf denen sie spielen konnten wie die Teufel. Musikalisch waren sie, das mussten wir zugeben, aber sonst rümpften wir die Nasen über sie.

„Wir können auch ohne die Schieter Musik machen,“ sagte Hulda, wenn Jan und Gerd mal wieder besonders laut schrammelten. Dann schloss sie Türen und Fenster und sang mit uns *Lütt matten de Has*. Tilde und ich bastelten uns aus Wolle Hasenschwänze und studierten einen Hasentanz ein, den wir am Abend auf dem Rasen hinter dem Haus aufführten.

*Lütt Matten, de Has,
de makt sik en Spaß,
hej wört bi't Studeeren,
dat Danzen to leern
und hej danzt ganz alleen
op de achtersten Been*

Die Jungs bogen ein paar Zweige der Hecke beiseite, ich sehe noch ihre runden Zwillingsgesichter aus den Blättern

gucken wie zwei genau gleiche Monde, man konnte sie nicht auseinander halten. Wenn wir fertig waren, klatschten sie Beifall, was Tante Hulda zu drohendem Gefuchtel in Richtung Hecke veranlasste.

Wir wussten von Lilo nicht viel mehr, als dass sie ihren Mann bei einem der schweren Verkehrsunfälle verloren hatte, die sich vor unserem Haus am Nedderend auf der Umgehungsstraße ereignet hatten, bevor man dort eine Ampel aufstellte. Lilos Mann Hans Bremer hatte ein schweres Motorrad mit einem Beiwagen gefahren, in dem er manchmal Lilo und die Zwillinge mitnahm, und war eines Tages beim Abbiegen auf den Rauhehorst mit einem Lastwagen zusammengestoßen. Tilde und ich hatten auf dem Nedderend gespielt, den lauten Knall gehört und waren die Böschung hochgelaufen. Auf der Straße lag neben einem Motorrad ein Mann mit Sturzhelm und einem schwarzen Lederanzug, aus dem eine dunkelrote Blutlache hervorsickerte.

Tilde erfuhr zu Hause, dass es Hans Bremer war. Polizisten hatten die Nachricht überbracht und Lilo hatte den ganzen Tag und die folgende Nacht laut geheult. Auch die Zwillinge habe man schreien gehört, erzählte Tilde. Ihre Mutter Sina hatte vorgeschlagen, Lilo und den Jungs in diesen schweren Stunden beizustehen, was Hulda empört abgelehnt hatte.

Als Tilde und ich zwölf waren, wandte unser Interesse sich den älteren Jungs zu, aber denen, die für uns greifbar waren, auch nur halbherzig. Denn wir hatten uns beide unsterblich in die Beatles verknallt. Ich in John – diese Leidenschaft teilte ich mit Micha – und Tilde in Paul, wobei sie dann zu Ringo überschwenkte, den sie origineller fand; Paul war ihr plötzlich zu schön und zu glatt. George war uns beiden ein bisschen zu langweilig, nicht wirklich sexy. Wir konnten stundenlang darüber reden, welche Züge, welche Stimme, welches Gitarrensolo, welchen Augenaufschlag unserer Idole wir am heißesten fanden.

Dann allerdings ging an Tildes Horizont ein neuer Stern auf: Mick Jagger, den sie super sexy fand. Das konnte ich nie nachvollziehen. Seine Posen waren mir zu ordinär, sein Mund zu breit, ich kann ihn bis heute nicht richtig leiden. Vielleicht war das auch der erste leise Misston, der zwischen Tilde und mir entstand.

Auch wenn die Zwillinge noch so eifrig lärmten, hatten sie nicht den Hauch einer Chance auf unsere Aufmerksamkeit, auch nicht, als sie die Beatles in ihr Repertoire aufnahmen und *She loves You* oder *I want to hold your hand* über die Hecke plärzten. Carlo durfte das Liguster-Gestrüpp zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr mit der Heckenschere kürzen, er nahm auf Huldas Geheiß nur oben die Spitzen und die Triebe ab, die sich aus der Heckenfront hervorwagten.

Als ich zum ersten Mal mit zu Tilde kam, war Hulda nicht besonders freundlich und sagte nur: „Na, so ein arischer Blondschoopf hat uns gerade noch gefehlt,“ und ich erinnere mich, wie Carlo sie scharf zurechtwies: „Hulda, du hältst den Mund, du weißt, was wir besprochen haben.“

Damals konnte ich mir keinen Reim darauf machen, dann vergaß ich es, weil Hulda freundlicher wurde. Sie nahm gerne einen Likör aus dem Küchenschrank und gab uns Schokolade, dann erzählte sie vom Torfwerk, in dem sie früher zusammen mit Carlo gearbeitet hatte. Wie sie Entwässerungsgräben anlegten, den frischen Torf mit langen Torfspaten wie Butterstücke abstachen und sie zum Trocknen auf Lücke zu langen Wällen aufschichteten. Wie sie die schweren Loren über die im Moor verlegten Schienen zu den Lokomotiven schoben, die Frauen machten die gleiche Arbeit wie die Männer. Hulda entblößte dann ihre inzwischen welk gewordenen Arme und markierte mit der Faust, wie groß ihre Muskeln früher gewesen waren.

Wir müssen es selbst tun

Als der blaue Brief kam, in dem Doktor Heribert Küfer ankündigte, Micha werde aufgrund seiner schlechten Noten in Englisch und Biologie sowie der Vorlage einer provozierenden und ungenügenden Facharbeit in Geschichte von der Schule suspendiert, bekam unser Alter einen Wutanfall. Micha schob ihm stoisch seine Thesen hin und der Alte brauchte eine Weile um zu begreifen, was für ein Schriftstück vor ihm lag.

Er brüllte was von Nestbeschmutzern, sie sollten doch gleich nach drüben gehen, das seien Lügen und Parolen von dem ungewaschenen Gesocks, den Kommunisten, dem arbeitsscheuen Gesindel.

„Wir sind nicht arbeitsscheu,“ sagte Micha lauter als sonst, „Ricky und ich verdienen unser Geld selbst.“

„So lange du die Füße unter meinen Tisch stellst und das Essen isst, das ich bezahle,“ polterte der Alte, „so lange bestimme ich!“

Ricky brachte das Autoschrauben schnell zur Perfektion, es machte ihm großen Spaß. Micha war die Arbeit eigentlich zu dreckig, aber immer noch besser, als dem Alten zu Dankbarkeit verpflichtet zu sein. Auch, wenn Mutti ihm immer wieder sagte, dass er das doch gar nicht nötig habe, und versuchte, ihm Geld zuzustecken, was er empört zurückwies.

„Mach doch eine Banklehre,“ sagte sie, „da kann man weit kommen, wenn man fleißig ist, vielleicht kann man es bis zum Prokuristen bringen.“

Allein von dem Wort Banklehre wurde Micha übel, und die Vorstellung, ein gebügelter Büroheini mit weißem Nyltesthemd und Schlips zu sein, ließ ihn, aber auch Tilde und mich, schaudern.

Der Wutausbruch unseres Alten über die Thesen war nicht der erste, den Micha ausgelöst hatte. Der Alte stieß sich vor

allem an den Haaren, aber auch an der Sturheit, den fleckigen Jeanshosen und ausgeleierte Unterhemden, die mein Bruder und Ricky jetzt trugen. Ricky hatte mit der neuen Kleidung zuhause kein Problem, er sagte, seine Mutter habe anderes zu tun, als sich über sowas aufzuregen.

Michas, Rickys, Tildes und meine Vorbilder waren neben den revoltierenden Studenten Rudi Dutschke sowie den Beatles und den Rolling Stones die vielen anderen Rockgrößen, die es außerdem noch gab, und die Hippies und Beatniks in Amerika und England, von denen wir in den Zeitungen lasen. Eine wesentliche Quelle unseres Wissens waren die Mappen des Lesezirkels, die unsere Eltern abonniert hatten, eine Palette von Zeitungen wie *Stern*, *Quick*, *Kristall*, *Für Sie* und *Der Spiegel*, die wöchentlich ausgetauscht wurden und die große weite Welt zu uns an den Nedderend brachten.

Mein langer, dünner Bruder gab sich den Anstrich eines Intellektuellen. Das lag vor allem an der runden John-Lennon-Brille, die er jetzt immer trug, obwohl seine spöttisch und oft überheblich blickenden Augen völlig in Ordnung waren. Er trug auch eine kleine rote Mao-Bibel und einen speckigen Band von Jean Paul Sartres *Das Sein und das Nichts* in seinen Jeanstaschen und zitierte bei jeder Gelegenheit das Mantra der Sartre-Jünger: *Der Mensch ist nichts anderes, als was er selber aus sich macht. Der Mensch ist verurteilt, frei zu sein.*

Ich wusste nicht genau, was das heißen sollte, aber es klang auf jeden Fall intellektuell – ein Wort, das ich liebte – und ich bewunderte meinen Bruder, dass er solche Texte las und anscheinend auch verstand.

Als der Alte bei dem Eklat um die Thesen die Hand hob, um ihm eine runterzuhauen, fing Micha seinen Arm ab und sagte lässig: „Das ist jetzt vorbei,“ und, die Hand immer noch festhaltend: „Wir leben in einer Demokratie, Paragraph zwei und fünf des Grundgesetzes garantieren jedem

die Meinungsfreiheit und die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit.“

Ich war hingerissen, während der Alte fluchend versuchte, Michas Hand abzuschütteln, aber mein Bruder war jetzt stärker. Als er den Alten auf einen Stuhl gedrückt hatte, zog er seine Mütze aus der Hosentasche und setzte sie auf.

„Du benutzt das gleiche Vokabular wie die Nazis,“ sagte er von oben herab, „sogar gegen deinen eigenen Sohn. Das ist ein Beweis dafür, dass meine Thesen stimmen. Der Faschismus ist immer noch da, die Deutschen lernen nichts aus ihrer verbrecherischen Vergangenheit. Auch die Schule klärt uns nicht auf, deshalb müssen wir es selbst tun. Alles, was in den Thesen steht, ist eindeutig belegbar, ich kann dir gerne die Literaturliste geben.“

Der Alte schwoll so an, dass ich Angst hatte, der Schlag könnte ihn treffen. Mutti schaltete sich ein und beschwor Micha aufzuhören, das bringe doch nichts, nur Zank und Streit um die blöde Politik, sie wolle davon nichts mehr hören.

„Ja, ja,“ sagte Micha, „nichts hören und nichts sehen, so machen es die Deutschen mit ihrer Vergangenheit. Mal eben einen Krieg mit zig Millionen Toten anzetteln und ganz Europa überrennen, mal eben ein paar Millionen Juden ermorden, wovon jetzt keiner was gewusst haben will. Na ja, ihr müsst das selbst mit eurem Gewissen ausmachen, aber ich werde dazu nicht schweigen, niemals!“

Der Alte beschwor schnauzend den Untergang des Abendlandes, wie schon häufiger. Damals begannen wir zu ahnen, dass dieser gerade mal zweiundzwanzig Jahre zurücklag und unsere Eltern womöglich dazu beigetragen hatten.

Micha knallte die Tür des Wohnzimmers zu, ich folgte ihm, während Mutti versuchte, den Alten zu besänftigen. „Komm Kurt,“ hörten wir sie plappern, „die Aufregung lohnt nicht, da musst du drüberstehen.“



© Ella von Aster

Christiane Gibiec

Autorin, Filmemacherin in Wuppertal. Ihr Werk umfasst Filme, Romane, Sach- und Kinderbücher.

www.cgibiec.de

Aus dem Verlagsprogramm



PHILIPP MAGER

Die Frau im weißen Poncho

Berlin kurz nach dem Mauerfall. Reiner Stolz, Mitte 20, studiert Malerei. Selbstscheu, nachdenklich und stets kränklich, lernt er die großen Figuren und kleinen Gemeinheiten der Berliner Kunstszene kennen. Er sucht seinen Stil und macht prägende Erfahrungen mit Männern und Frauen, innerhalb der Familie und außerhalb; erlebt Niederlagen und

Erfolge, entdeckt Gefühle, Sehnsüchte und Geheimnisse. Er lernt die Liebe kennen und den Tod. Und kämpft am Ende nicht nur um das Leben anderer, sondern auch um das eigene.

”

Philipp Mager's Prosa überschreitet, erzählerisch und sprachlich souverän, die Grenzen zwischen den Genres von Künstlernovelle, Entwicklungsroman und Liebesgeschichte. Vor unserem inneren Auge entsteht das flirrende Berlin der Nachwendejahre als prägnanter literarischer Erinnerungsraum.

Mirko Nottscheid

Deutsches Literaturarchiv Marbach

ISBN 978-3-910563-05-6

www.rotekatzeverlag.de

MONIKA PIĄTKOWSKA

Geschichten der Niedertracht

Die bekannte polnische Autorin legt einen ungewöhnlichen Krimi vor – in Anlehnung an Jorge Luis Borges “Universalgeschichte der Niedertracht” (1935). In zwölf Geschichten spielt sie mit der Wirklichkeit und der Wahrheit, gibt zwölf Einblicke in die menschliche Psyche – packend, unterhaltsam, zum Nachdenken zwingend. Piątkowska verwebt die klassischen Motive der Weltliteratur – Liebe, Tod, Hass, Rache, Gier, Schuld und Sühne – zu einem geheimnisvollen, spannenden Text; jede Geschichte zieht eine andere nach sich. Die Texte spielen u. a. in Warschau, Paris, Wien, London, Berlin – von 1880 bis in die Gegenwart. Die Niedertracht, die Macht des Bösen, zieht sich durch alle Texte.



”

*„Geschichten der Niedertracht“ von
Monika Piątkowska stehen für kunstvolle
Kriminalfälle, verschachtelte Rätsel, bei denen
der Leser gnadenlos, ja niederträchtig von der
Autorin an der Nase herumgeführt wird.
Einfach köstlich!*

Andrzej Kaluza

Deutsches Polen-Institut

ISBN 978-3-910563-07-0

www.rotekatzeverlag.de

KLAUS RAVE

Der Hammer



KLAUS RAVE

Der Hammer

Eine kleine Kunstgeschichte

Kriminalroman



Mit dem Hammer schlägt der Auktionator teure Kunstwerke dem höchsten Bieter zu. Doch hinter den Kulissen in London oder Berlin spielen sich noch ganz andere Geschäfte ab: oft am Rand der Legalität, manchmal darüber hinaus. Clara und Alexander, die Kunst und Jura studieren, wollen diese Praktiken und Exzesse entlarven. Raub- und Beutekunst, Fälschungen, Schwarzgeldzahlun-

gen: für sie steht die Freiheit der Kunst auf dem Spiel. Und sie riskieren viel, werden auch mit rechtsextremer Gewalt konfrontiert. Einen anderen Blick auf den Kunstmarkt hat die Berliner Museumsdirektorin Johanna Fischer. Zwischen knappen Mitteln und politischen Ränkespielen versucht sie ihren Kurs zu finden. Ein cleverer Auktionator, ein russischer Oligarch, ein selbstbewusster Regierender Bürgermeister machen ihr das Leben schwer, aber öffnen ihr auch neue Perspektiven ob in Riga oder der Hauptstadt. Ihr Weg ist nicht gerade, führt fast auf die schiefe Bahn. Sie erlebt Enttäuschungen wie Überraschungen. Der Kunstmarkt, ein buntes Kaleidoskop unserer Gegenwart: der Hammer.



Hier schreibt ein Autor, der sich in Politik, Finanzen und den Gepflogenheiten der Kunstwelt gleichermaßen auskennt. Der Autor erweist sich als Romancier, der die dunklen Seiten des Kunsthandels, die Stilisierung von Oligarchen als Mäzene und die Eitelkeiten von Politikern auf dem Parkett der Kulturszene äußerst fesselnd zu erzählen weiß. Damit schafft er ein neues Genre spannender Literatur.

Peer Steinbrück

Finanzminister a.D.

ISBN 978-3-910563-00-1

www.rotekatzeverlag.de

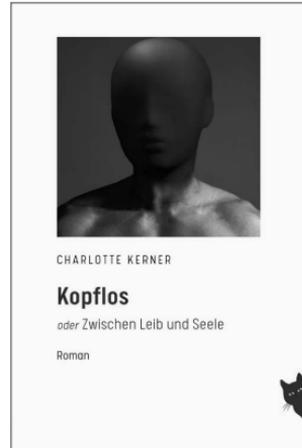
CHARLOTTE KERNER

Kopflos

Was kann, was darf die Medizin?

Hundert Jahre nach der ersten Herzverpflanzung führt ein Ärzteteam im Jahr 2067 eine neue, revolutionäre Operation durch: Einem Hirntoten wird der unversehrte Kopf eines anderen, schwerverletzten Patienten transplantiert. Was entsteht da? Ein neuer Mensch? Was bestimmt sein Bewusstsein: Der Körper oder das Gehirn? Hat er eine Seele? Oder derer zwei? Wie reagiert die Umwelt, Freundinnen, Familien, Ehepartner? Wer wird Witwe? Und tritt die betreuende Ärztin in die Spuren von Victor Frankenstein? Eine Beziehungsgeschichte unter extremen Bedingungen.

Charlotte Kerner, Autorin zahlreicher Frauenbiografien und einer viel beachteten Mao-Biographie, sowie des Klonromans *Blueprint* wagt mit ihrem Roman *Kopflos* ein spannendes Gedankenexperiment, das die Möglichkeiten – und die ethischen Grenzen – der Medizin auslotet. Mit einem ergänzenden Essay von Prof. em. Detlef Kömpf, Neurologe.



ISBN 978-3-9824732-9-1

www.rotekatzeverlag.de



MICHAEL ZELLER

Wendisches Sommergewitter

“Wendisches Sommergewitter – Künstlernovelle” ist die neue Erzählung von Michael Zeller. Der Schriftsteller Carlo Andrich ist Gast in einem Künstlerdorf im Wendland. Über die ländliche Idylle brechen turbulente Tage herein, als der erste Castor-Transport mit Atom Müll nach Gorleben rollt, lange befürchtet

und lange umkämpft. Zwischen den Bauern im Dorf, den Aktivisten der Anti-Atom-Bewegung aus dem ganzen Land und den teils sehr jungen Polizisten steht der Autor und bekommt hautnah mit, was Politik aus und mit den einzelnen Menschen macht.

Kenntnisreich und witzig erzählt und gerade heute wieder von beklemmender Aktualität.

“Die Kunst ist immer einfach.

Nur die Zeiten: Sie sind es nirgends und nie.”

ISBN 978-3-910563-02-5

www.rotekatzeverlag.de

SALVATORE SATTA

Die Veranda

Ein Tbc-Sanatorium in Italien, vor etwa 100 Jahren. Die Menschen hier wissen nicht, ob sie das Haus je lebend verlassen werden - und wann. Manche müssen ein paar Monate bleiben, manche ein paar Jahre. Manche für immer. Freund- und Feindschaften, Liebe und Eifersucht, Angst und Neid, Sehnsucht und Verzweiflung herrschen in der Zwangsgemeinschaft auf engem Raum.

Wem Thomas Mann's "Zauberberg" einfällt, liegt nicht falsch. Beide Autoren arbeiten zur selben Zeit am selben Subject, ohne einander zu kennen oder auch nur vom anderen zu wissen. Mann's Roman beruht auf Besuchen seiner Frau in der mondänen Einrichtung in Davos, Satta's Text auf seiner eigenen Zeit in der eher schlichten, ärmlichen italienischen Einrichtung. Und dennoch gibt es Parallelen.



SALVATORE SATTA

Die Veranda

Aus dem Italienischen von
Prof. Heinz Georg Herold

Roman



ISBN 978-3-910563-03-2

www.rotekatzeverlag.de